

DIETER RÖSEL

**ZWÖLF JAHRE DIENST IN DER
BUNDESWEHR**



**Erfahrungen und Erinnerungen
eines Zeitsoldaten**

Inhalt

Vorwort

TEIL I

In der Heimat

Unna

Uetersen I

List auf Sylt

Uetersen II

Memmingen

Uetersen III

Hangelar

Uetersen IV

Landsberg I (Fliegerhorst Penzing)

Mengen (Zwischenspiel)

Landsberg II

Köln-Wahn

TEIL II

Auf Posten in den USA

New Orleans I

San Francisco (Zwischenspiel)

New Orleans II

Vorwort

Die Vielzahl der Erlebnisse bei der Bundeswehr veranlassten mich, diese schriftlich festzuhalten und meiner Nachwelt zur Kenntnis zu geben. Die in der nachstehenden Autobiografie enthaltenen und der Wirklichkeit entsprechenden Episoden fußen auf Tagebuchnotizen und Erinnerungen. Der Leser erhält einen interessanten Einblick in meine zwölfjährige Dienstzeit bei der Bundeswehr. Aus Gründen des Datenschutzes wurden die Namen geändert. Bilder bzw. Fotos entstammen meinem privaten Fotoarchiv.

Ich wünsche den Leserinnen und Lesern viel Freude und Spannung beim Lesen.

Dieter Rösel

Sankt Augustin, den 23. Juni 2017

TEIL I

In der Heimat

Unna

Zehn Jahre nach dem Zusammenbruch des „Dritten Reiches“ und der bedingungslosen Kapitulation vollzog sich eine Wende in der großen Politik. Man sprach von einer Bedrohung aus dem Osten. Daraufhin wurde im Jahre 1949 die Nordatlantische Verteidigungsgemeinschaft gegründet. Deutschland wurde 1955 Mitglied dieser Gemeinschaft. Das bedeutete für Deutschland die Übernahme von Rechten und Pflichten aus dieser Verbindung. Zu den Pflichten gehörte u. a. die Wiederaufrüstung der Bundesrepublik. Es wurde die Bundeswehr ins Leben gerufen, deren Gesamtstärke sich auf 500.000 Mann belaufen sollte. In der Bevölkerung gab es viel Pro und Kontra. Auch in meiner Firma wurde viel darüber diskutiert. Ich muss ehrlich gestehen, in mir wuchs ein gewisses Interesse an den neuen Streitkräften. Zu Hause hatte ich mich in meiner Freizeit schon immer mit dem Bau von Flugzeugmodellen beschäftigt. Ich erinnere mich, als siebenjähriger Junge wollte ich unbedingt später einmal Soldat werden. Mein Hauptinteresse galt sowohl der Luftwaffe als auch der Panzertruppe.

Meine Meldung zur Bundeswehr

Bald stand mein Entschluss fest. Ich wollte mich freiwillig zur neu ins Leben gerufenen Bundeswehr melden. Als ich mit meinem Vater meine Absicht besprach, mich freiwillig

zur Bundeswehr zu melden, riet er mir: „Wenn du schon zur Bundeswehr gehst, dann gehe zur Luftwaffe.“ Mutter war ganz und gar gegen meinen Plan. Sie weigerte sich einfach, meinen Entschluss zur Kenntnis zu nehmen. Ungeachtet dessen bewarb ich mich bei der Freiwilligen-Annahmestelle in Münster zur Luftwaffe. Da ich damals mit 19 Jahren noch nicht volljährig war, bedurfte meine Bewerbung der Zustimmung des gesetzlichen Vertreters. Diese Zustimmung erteilte mein Vater in Schriftform vor einem Notar. Das entscheidende Schriftstück sandte ich unverzüglich an die Freiwilligen-Annahmestelle in Münster. Als Mutter davon erfuhr, war zu Hause die Hölle los. Sie machte meinem Vater die bittersten Vorwürfe. Eine ihrer Anschuldigungen lautete: „Walter, weißt du, was du tust? Du nimmst mir meinen Jungen weg.“ Dann brach sie in Tränen aus. Objektiv gesehen, war **ich** der eigentlich Schuldige. Ich begann, mir Vorwürfe zu machen. Schon viele Wochen vorher hatte ich etliche innere Kämpfe mit mir ausgefochten. Aber jedes Mal war ich zu dem Ergebnis gekommen, dass meine Entscheidung die richtige sei. Nun aber hing der Familiensegen schief. Das Verhältnis der Eltern zueinander war schwer belastet und Mutter schenkte mir kaum noch Beachtung. Von der Freiwilligen-Annahmestelle in Münster hörte ich nichts mehr, obwohl ich meine Bewerbung bereits im Juni abgeschickt hatte. Es war inzwischen August geworden. Mutter sprach kaum ein Wort mit mir. Eines Tages sagte sie: „Du hast Post von der Freiwilligen-Annahmestelle. Ansonsten willst du ja nichts mehr mit uns zu tun haben.“ Diese Aussage traf mich sehr hart.

Das Schreiben der Freiwilligen-Annahmestelle beinhaltete meine Einberufung zur Luftwaffe. Ich hatte mich zum 1. Oktober 1956 beim Luftwaffenausbildungsregiment 1 in Uetersen/ Schleswig-Holstein zu melden. Bei Bekanntgabe dieser Nachricht brach unsere Mutter, wie nicht anders zu erwarten, in Tränen aus. Während der nächsten Tage und Wochen hing der Familiensegen arg schief. Die

Kommunikation zwischen Mutter und mir beschränkte sich auf ein Minimum.

Abschied vom Elternhaus

Der Tag des Abschieds vom Elternhaus und der Eintritt in einen neuen Lebensabschnitt rückten immer näher. Die Stimmung in der Familie war sehr gedrückt. Nun war er da, der Tag des Abschieds. Von meinem Bruder Klaus und meiner Schwester Uschi hatte ich mich schnell verabschiedet. Vater und Mutter begleiteten mich zu Fuß zum Bahnhof Unna. Mein ganzes Reisegepäck bestand aus einem kleinen schwarzen Koffer, bekannt als Stadtkoffer. Beim Abschied am Bahnhof war Mutter völlig in Tränen aufgelöst. Auch beim Vater kullerten einige Tränen die Wangen herunter, während ich heftig gegen die Tränen anzukämpfen versuchte. Als zukünftiger Soldat durfte ich mir jedoch keine Schwäche anmerken lassen! Vom abfahrenden Zug aus habe ich meinen Eltern bei geöffnetem Fenster noch lange zugewunken, bis sie außer Sichtweite waren.

Während der Reise musste ich einige Male umsteigen. Unterwegs fand des Öfteren eine Fahrscheinkontrolle statt. Es genügte, den Einberufungsbescheid vorzuzeigen. Er diente gleichzeitig als gültiger Fahrausweis. Während der Fahrt fiel mir auf, dass viele junge Männer mit großen und kleinen Koffern sowie mit grob verschnürten Pappkartons den Zug bestiegen. Als ich mit einigen Zusteigern ins Gespräch kam, stellte sich heraus, dass sie das gleiche Ziel hatten wie ich. Ihr Einberufungstermin war ebenfalls der 1. Oktober 1956. In Hamburg endete die D-Zugreise. Von dort aus ging es mit einem Personenzug bis Pinneberg. Am Pinneberger Bahnhof standen schon Bundeswehrbusse bereit, um uns Neuankömmlinge in die Kasernen nach Uetersen zu bringen.

Uetersen I

Die ersten Eindrücke

Am späten Nachmittag passierte unser Bus die Hauptwache des Fliegerhorstes Uetersen. Er hielt vor einem großen, roten Backsteingebäude. Wir zukünftigen Rekruten wurden angewiesen, uns im Karree und in Dreierreihen vor dem Gebäude aufzustellen. Bald darauf traten mehrere Offiziere und Unteroffiziere aus dem Gebäude und bauten sich vor uns auf. Kritisch wurden wir von ihnen gemustert. Neugierig und mit gemischten Gefühlen beäugten wir Neuankömmlinge unsere zukünftigen Vorgesetzten. Nachdem wir Rekrutenanwärter uns zur Zufriedenheit der Unterführer vor dem Gebäude aufgestellt hatten, trat aus dem Kreis der Offiziere eine größere, Achtung gebietende Gestalt hervor und stellte sich als Oberstleutnant und gleichzeitig als Fliegerhorstkommandant vor. Er hieß uns im Fliegerhorst willkommen und gab nach einer kurzen Rede das Wort weiter an einen Hauptfeldwebel. Dieser hielt eine lange Namensliste in der Hand und rief die Namen der Neuankömmlinge auf. Jeder der Aufgerufenen hatte sich mit einem lauten „Hier“ zu melden. Ferner wurde uns mitgeteilt, dass wir nach einer Übernachtung in Uetersen am nächsten Morgen nach List auf der Insel Sylt (nördlichste der nordfriesischen Inseln) weitergeleitet würden. Ein Raunen ging durch die Reihen. Viele der Kandidaten hatten sich innerlich schon auf die Nähe zur Welt- und Hafenstadt Hamburg mit der Reeperbahn eingestellt. Nun wollte man sie an den „Arsch der Welt“ versetzen. Das passte vielen Kameraden gar nicht. Aber wer A sagt, muss auch B sagen! Am nächsten Morgen wurden wir nach einem kleinen Frühstück mit Lkws der Marke **Ford**, bekannt als NATO-Ziege, wieder zum Bahnhof nach Pinneberg gekarrt. Von

dort ging es mit Begleitpersonal der Bundeswehr per Bahn durch Schleswig-Holstein, über die Rendsburger Hochbrücke und später über den Hindenburgdamm nach Westerland. In Westerland stiegen wir um in eine Schmalspurbahn mit dem Beinamen „Feuriger Elias“, die uns nach List brachte.

List auf Sylt

Vom Lister Kleinbahnhof aus bewegte man sich in lockerer Formation zum Fliegerhorst List, der während des Krieges allerdings ein Marinestützpunkt war. Beim Passieren der Wache konnte man feststellen, dass es sich um eine relativ neue Kasernenanlage handelte. Es schien alles vom Feinsten zu sein. Vor dem Stabsgebäude, das rechts und links von zweigeschossigen, roten Backsteingebäuden flankiert war, machte die Kolonne halt. Wir wurden wieder angewiesen, vor dem Eingang zum Stabsgebäude ein Karree zu bilden und auf weitere Anweisungen zu warten. Nach einer zackigen Meldung durch einen der anwesenden Offiziere an den Fliegerhorstkommandanten, einem Major, begrüßte uns dieser mit den Worten: „Meine lieben jungen Freunde, seid willkommen im Fliegerhorst List!“ Damit war vorerst das Eis gebrochen und die Spannung löste sich bei uns Neuankömmlingen. Nach einer kurzen Ansprache wurden wir in vier Kompanien eingeteilt. Ich landete bei der 3. Kompanie des Luftwaffenausbildungsregimentes 4. Danach marschierten die einzelnen Kompanien zu ihren Unterkünften. Es erfolgte wiederum eine Aufteilung in Züge und Gruppen. Anschließend wies man uns unsere Stuben zu. Außerdem wurden uns unsere zukünftigen Gruppen- und Zugführer vorgestellt. Von hier aus ging es dann im Laufschrift zur Kleiderkammer, wo wir neu eingekleidet wurden. Nachdem wir die Zivilkleidung gegen einen Drillanzug getauscht hatten, ließ uns der Unteroffizier vom Dienst unter Benutzung einer besonders lauten Trillerpfeife vor dem Kasernenblock antreten, um dem

Kompaniechef Meldung zu machen. Der Kompaniechef, ein Oberleutnant, hielt nach einer kurzen Begrüßung eine längere Ansprache, die u. a. verschiedene Verhaltensmaßregeln zum Inhalt hatte. Aus dem Munde des Kompaniechefs erfuhren wir außerdem, dass wir zunächst eine dreimonatige, infanteristische Grundausbildung zu durchlaufen hätten und während der ersten sechs Wochen Ausgangssperre herrsche. Danach bezogen wir Rekruten unsere Stuben und die Ausbilder (Gruppenführer und deren Stellvertreter) zeigten uns, wie die Spinde einzurichten waren und unterwiesen uns im Bettenbau. Mir wurde mit sieben weiteren Kameraden die Stube 36 im 1. Stock von Block 3 zugewiesen. Die Stuben waren frisch renoviert. Die Fenster hatten eine Doppelverglasung und der Fußboden bestand aus Parkett. Solch schicke Unterkünfte habe ich während meiner ganzen Bundeswehrdienstzeit nicht mehr gesehen.

Stube 36

Wir Bewohner der Stube 36 gehörten alle der 8. Gruppe des 3. Zuges an. Nachdem wir unser Abendbrot beim Fourier der Kompanie im Keller unseres Gebäudes abgeholt hatten, machten wir Neulinge uns erst einmal miteinander bekannt. Da waren zunächst die Kameraden Otto, Rolf, Peter, Harry, Hans, Edgar, Hermann und meine Wenigkeit. Kamerad Otto war mit seinen 25 Lenzen der Älteste, aber auch Kleinste unter uns. Wir wählten ihn zum Stubenältesten. Der aus Viernheim bei Mannheim stammende Rolf wollte, wie die meisten von uns, Flugzeugführer werden. Er erzählte noch monatelang von seiner ersten großen Liebe, Marianne, die er bei seinem letzten Urlaub in Berchtesgaden kennengelernt hatte. Peter war ein eigenartiger Typ. Auf eine Frage, was ihn bei den Mädchen am meisten anziehe, sagte er: „Die Schuhe.“ Er war der Meinung, dass Schuhe

Rückschlüsse auf den Charakter der Trägerin zulassen. Dieser Meinung konnte ich mich allerdings nicht anschließen. Bei mir sind immer noch die **Augen** das Spiegelbild der Seele, welche Rückschlüsse auf den Charakter zulassen. Harry war ein kleiner, molliger Hamburger. Seine Devise lautete: „Man kann alles machen, man darf sich nur nicht erwischen lassen.“ Hans war ein gereifter Zwanziger, der sich stark für Flugzeugtechnik interessierte und auf diesem Sektor bereits hervorragende Kenntnisse besaß. Edgar war der Jüngste unter uns. Wie er mit 17 Jahren bei der Bundeswehr angenommen werden konnte, war uns allen ein Rätsel. Er erwähnte einmal, dass ein Oberst sich für ihn eingesetzt habe. Edgar muss eine harte Jugend gehabt haben. Das bewies nicht nur eine ausgeprägte Narbe an seiner linken Wange, sondern auch sein ganzes Auftreten, das erkennen ließ, dass er sich in seinem jungen Leben stets hart durchsetzen musste. Kamerad Hermann stammte aus der Umgebung von Trier und war musikalisch veranlagt.

Infanteristische Grundausbildung bei der Luftwaffe

Am nächsten Morgen, Punkt sechs Uhr, wurde die Kompanie durch das schrille und durchdringende Geräusch einer Trillerpfeife geweckt, begleitet von dem nicht zu überhörenden Ruf des Unteroffiziers vom Dienst: „Kompanie aufstehen!“ Jetzt begann für uns Rekruten der Ernst des Lebens. Dreißig Minuten später ertönte wieder die Trillerpfeife und es erschallte der Ruf: „Kaffeeholer raustreten!“ Bis dahin hatten wir angekleidet (im Drillich) zu sein und die Betten mussten ebenfalls „gebaut“ sein. In der Regel brachte der Kaffeeholer auch die Kaltverpflegung für die Stubenbelegschaft mit. Um 07:15 Uhr hieß es: „Kompanie raustreten!“ Alle drei Züge traten dann vor dem

Kasernengebäude an mit Blick auf den Eingang. Dort standen schon die Unterführer und ließen die Kompanie sich ausrichten, um anschließend Meldung an den Kompaniechef zu machen mit den Worten: „Kompanie zum Appell angetreten.“ Nach der Begrüßung durch den Kompaniechef ließ dieser den Kompaniefeldwebel den Tagesbefehl verlesen. Der Tagesbefehl enthielt auch den Dienstplan für den jeweiligen Tag. Der Dienst bestand aus Formalausbildung, Gefechtsausbildung, Sport, Schießen, Waffenkunde und Bekanntmachung von Dienstvorschriften. Eine der wichtigsten Dienstvorschriften war die Heeresdienstvorschrift (HDV) 10/5. Sie regelte den inneren Dienst (dazu zählten natürlich auch Hygieneregeln). Bei einem der üblichen Morgenappelle ermahnte der Kompaniefeldwebel (Spieß) die Kompanie ganz eindringlich, beim Duschen sämtliche Körperteile zu berücksichtigen und dabei „Kimme und Korn“ nicht zu übersehen. Nach dem Appell ging es geschlossen zur Waffenkammer, wo jeder Rekrut seine „Braut“ (Gewehr) in Empfang nahm. Wir wurden damals mit dem amerikanischen, halb automatischen Gasdrucklader vom Typ M 1 Rifle (Garant) ausgestattet. Außerdem erhielt jeder Soldat ein Fallmesser mit einer im Griff versenkbaren Klinge, wie es die Fallschirmjäger besaßen.

Zwischen zwölf und ein Uhr mittags wurde die Kompanie vom Unteroffizier vom Dienst (UvD) geschlossen zum Mittagessen in den großen Speisesaal geführt. Hier gab es die einzige warme Mahlzeit am Tage. Die Nachmittage waren ausgefüllt mit den oben beschriebenen Tätigkeiten. Gelegentlich kam noch Waffenreinigen oder Putz- und Flickstunde hinzu. Zwischen 17:00 Uhr und 17:30 Uhr war meistens Dienstschluss. Ab 18:00 Uhr war Abendessen angesagt. Der für den Tag eingeteilte Kaffeeholer war abends auch für den obligatorischen Tee sowie Brot, Margarine oder Schmalz mit Wurst aus Konservendosen zuständig. Hinter vorgehaltener Hand erfuhr man, dass

Kaffee und Tee reichlich mit einer besonderen Zutat (man nannte diese Hängolin) versehen worden sei, welche die Produktion von Sexualhormonen bzw. männlichem Samen stark einschränken sollte, um sexuelle Auswüchse zu verhindern. Um 22:00 Uhr war Zapfenstreich, da hatten alle Rekruten in den Betten zu sein. Vorher ging der UvD durch die Stuben und überzeugte sich, dass die Stuben aufgeräumt, gereinigt und gelüftet waren. Die Meldung des Stubenältesten lautete dann stets: „Stube 36 gereinigt und gelüftet. Keine besonderen Vorkommnisse.“ An Samstagen war großes Stubenreinigen angesagt. Dazu zählten: Fensterputzen, Parkettfußboden abschmirlgeln und bohnen, Abfallkörbe entleeren und Spinde vorbildlich einräumen. Um 14:00 Uhr war Dienstschluss.

Nun möchte ich einige Bemerkungen zum hierarchischen Aufbau unserer Kompanie machen: An der Spitze der Kompanie war ein Oberleutnant. Ihm zur Seite standen zwei Leutnante. Sie waren als Zugführer des 1. und 2. Zuges eingeteilt. Der 3. Zug wurde von einem Feldwebel geführt. Kompaniefeldwebel war ein Hauptfeldwebel. Als Gruppenführer fungierten Stabsunteroffiziere, Unteroffiziere und Gefreite. Nicht zu vergessen ein Feldwebel, der als stellvertretender Zugführer und Springer eingeteilt war. Nebenbei hatte er sich einen Namen als rigoroser Essensverwerter gemacht. Er ließ absolut nichts umkommen. Wir Rekruten hatten zwar den niedrigsten, aber gleichzeitig auch hochtrabendsten Dienstgrad: **Flieger**.

Ein Störfall

Zu unserer Stubengemeinschaft wäre zu sagen, dass wir uns gut verstanden und ein harmonisches Einvernehmen herrschte. Nur einmal wurde die Harmonie gestört: Es geschah an einem Sonntagabend kurz vor dem Zapfenstreich. Bis auf den Kameraden Edgar waren wir alle

schon bereit für den abendlichen Stubendurchgang. In allerletzter Minute kam Edgar, unser jüngster Mitstreiter, zur Tür hereingestürmt. Man sah ihm an, dass er ein wenig über den Durst getrunken hatte. Die Haare standen ihm wirr ins Gesicht und seine Kopfbedeckung habe er auf dem Wege vom Gasthaus zur Kaserne verloren, wie er sagte. Jedenfalls war die Stube 36 zum Stubendurchgang vollzählig angetreten. Der UvD nahm die Meldung entgegen und begab sich zur nächsten Stube. Kaum hatte der UvD den Rücken gekehrt, öffnete der Kamerad Edgar seinen Spind und kramte dort seine Abendration aus, während wir anderen uns zur nächtlichen Ruhe begeben wollten. Dabei machte er reichlich Lärm. An Schlaf war nicht zu denken. Der Stubenälteste ermahnte ihn zur Ruhe. Dabei kam es zu einem lautstarken Wortgefecht. Aber Edgar ließ sich bei der Zubereitung seines Abendessens nicht stören. Mit seinem Fallmesser stocherte er in einer Dose mit Corned Beef herum, sodass ein Teil des Doseninhaltes zur Zimmerdecke spritzte. Nun hatte er aber alle Stubenkameraden gegen sich aufgebracht. Hans, der stellvertretende Stubenälteste, baute sich vor dem Lärmmacher auf und forderte ihn unmissverständlich zur Rücksichtnahme gegenüber den anderen Stubenkameraden auf. Edgar ignorierte die ermahnenden Worte und nahm laut schmatzend sein Abendbrot ein. Daraufhin platzte dem Kameraden Hans der Kragen und er fegte mit einer Handbewegung das Essgeschirr vom Tisch. Der Radaumacher sprang auf und griff Hans tätlich an, ohne jedoch zu wissen, dass er es mit einem Amateurboxer zu tun hatte. Nach einem kurzen Gerangel versetzte Hans dem Edgar einen rechten Kinnhaken, sodass unser Edgar zu Boden ging. Kurz darauf kam dieser wieder hoch und griff erneut an. Im Rauschzustand schien er ungeahnte Kräfte zu entwickeln. Er machte den Eindruck eines „Stehaufmännchens“. Dann krachte eine Rechte an Edgars Kopf. Er ging erneut zu Boden. Dieses Spiel wiederholte sich noch ein halbes

Dutzend Mal, bis der Stubenälteste einen Stubenkameraden bestimmte, um den UvD zu holen. Dieser erschien wenige Minuten später auf der Bildfläche und nahm den Randalierer mit in die Ausnüchterungszelle an der Hauptwache. Kamerad Edgar war der Erste und Gott sei Dank auch der Einzige in unserer Kompanie, der für sein unkameradschaftliches Verhalten einen Verweis und Ausgangssperre erhielt.

Rekrutenalltag

Die Tage vergingen mit Formalausbildung, Sport, Gefechtsausbildung und Unterricht. Bei der Formalausbildung wurde uns Fliegern das Marschieren und Grüßen beigebracht. Beim Sport ging es hauptsächlich um Ausdauersport (Langstrecken- und Hindernislauf). Der Unterricht war ausgefüllt mit Wehrkunde und dem Erlernen von Marschliedern. Obwohl ich ansonsten nicht viel für Gesang übrig hatte, haben mir die Gesangsproben während des Dienstes Spaß gemacht. Bei der Gefechtsausbildung standen neben dem Üben von Angriff und Verteidigung auch Märsche auf dem Dienstplan. Die Märsche wiesen unterschiedliche Schwierigkeitsgrade auf. Ich erinnere mich noch an den ersten Marsch mit Helm und Waffe, aber ohne Gepäck, der am Strand des Lister Ellenbogens entlangführte. Die Schnürschuhe sanken tief im Sand ein und begannen ordentlich zu mahlen. Nach fünf Kilometern hatte man das Gefühl, mindestens zwanzig Kilometer marschiert zu sein. Es folgten 10-Kilometer-Märsche mit schwerem Marschgepäck sowie ein 20-Kilometer-Marsch mit Sturmgepäck. Manch einem Kameraden kam hierbei das Lied „Heimweh“ in den Sinn, welches mit „Brennend heißer Wüstensand“ beginnt (gesungen von Freddy Quinn). Unsere Ausbilder waren zum Teil ehemalige Fallschirmjäger der deutschen Wehrmacht. Auf sie traf der Ausdruck „hart, aber

fair“ hundertprozentig zu. Neben Härte kam auch Kameradschaft stark zum Ausdruck.

Besorgte Eltern

Anfang November erhielt ich einen Brief von meinen Eltern. Darin verwies Mutter auf den Volksaufstand in Ungarn, der am 4. November 1956 begann. Sie beschwor mich, wieder nach Hause zu kommen. Es könne zu einem Krieg kommen und ich sei in Gefahr. Falls ich nicht den Mut habe sollte, die Bundeswehr zu verlassen, würde sie mich holen. Diese Zeilen stimmten mich nicht gerade erfreut. Ich war doch schließlich kein Kind mehr!

Der erste Ausgang

Als nach sechs Wochen sichergestellt war, dass wir Rekruten ordentlich grüßen und uns in der Öffentlichkeit auch korrekt benehmen konnten, erhielten wir das erste Mal Ausgang. Ich nahm die Gelegenheit wahr, um mit einigen Kameraden die Umgebung zu erkunden. Das Wetter war aber nicht sehr einladend. So lenkten die meisten Kameraden ihre Schritte in eine Gaststätte mit Namen „Möwenflug“. Alsbald wurde der Name verballhornt: Das „w“ im Namen Möwenflug wurde durch ein „s“ ersetzt. Da ich keine Gelüste auf alkoholische Getränke hatte, begab ich mich in ein kleines Café und bestellte eine Tasse Kakao. Er wärmte gut durch bei dem nasskalten Novemberwetter. Lange dauerte der erste Ausgang nicht. Es wurde auch schon früh dunkel und um 22:00 Uhr war bereits Zapfenstreich.

Besuch der besorgten Mutter

An einem späten Samstagnachmittag, die Sonne ging gerade unter, durchstreifte ich mit meinem Stubenkameraden Rolf den Ortsrand von List, als uns in der beginnenden Dämmerung eine Frauengestalt entgegenkam. Bei genauerem Hinsehen erkannte ich meine Mutter. Sie hatte mich aber nicht gleich erkannt, da ich eine Uniform trug. Ich sprach sie an und sagte: „Mutti, was machst du denn hier?“ Worauf sie unter Tränen antwortete: „Ich will dich wieder mit nach Hause nehmen. Wir sind alle recht traurig, dass du uns verlassen hast. Wir vermissen dich schon so sehr.“ Nachdem ich Mutter mit meinem Stubenkameraden bekannt gemacht hatte, zog sich dieser dezent zurück. Mutter sagte mir, dass sie am nächsten Tag mit dem Fliegerhorstkommandanten sprechen werde. Ich könne ja noch während der dreimonatigen Probezeit den Dienst quittieren. Wir gingen gemeinsam in den Ort, wo wir ein nettes Café aufsuchten, um in Ruhe die Angelegenheit zu besprechen. Jedenfalls machte ich Mutter klar, dass ich nicht die geringste Lust verspüren würde, den einmal eingeschlagenen Weg zu verlassen. Im Übrigen war ich über ihr Vorhaben, mich vor dem Fliegerhorstkommandanten zu blamieren und mich wie einen kleinen Jungen dastehen zu lassen, sehr aufgebracht. Auf meine Frage, wo sie eine Unterkunft bekommen habe, gab sie mir zur Antwort: „In einer Pension bei netten Leuten in der Nähe des Fliegerhorstes.“

Mein Entschluss wird auf die Probe gestellt

Am nächsten Tag, die Kompanie kam gegen Mittag gerade von einem Eilmarsch zurück, erschien ein Bote von der Fliegerhorstkommandantur im Kompaniegeschäftszimmer mit der Meldung, dass sich ein Flieger **Rösel** in zehn Minuten beim Fliegerhorstkommandanten zu melden habe. Mich beschlich eine gewisse Vorahnung. Ich zog mich

schnell um und begab mich direkt zur Kommandantur. Dort wartete Mutter bereits auf mich. Wir begrüßten uns und wurden auch gleich darauf ins Zimmer des Fliegerhorstkommandanten, eines Majors, gebeten. Der Major begrüßte uns freundlich. Er gab Mutter die Hand, während ich die Hacken zusammenknallte und durch Anlegen der rechten Hand an die Kopfbedeckung zackig grüßte. Danach gab der Major auch mir die Hand. Zunächst fragte der Major die Mutter nach ihrem Anliegen. Nachdem sie ihm ihre Absicht dargelegt hatte, mich nach Hause zu holen, richtete er an mich die Frage, ob ich damit einverstanden sei. Voller Zorn und Trotz antwortete ich klar und deutlich: „Nein, Herr Major! Mir gefällt der Soldatenberuf.“ Der Major zeigte sich sehr verständnisvoll auch Mutter gegenüber. Er erklärte ihr, dass er sie gut verstehen könne und es mir freigestellt sei, während der ersten drei Monate, also während der Grundausbildung, die Bundeswehr wieder zu verlassen. Er gab mir drei Tage Bedenkzeit. Danach sollte ich mich wieder bei ihm melden und ihn wissen lassen, wie ich mich entschieden habe. Mutter ging ziemlich geknickt aus dem Zimmer, während ich noch einmal einen zackigen Gruß hinlegte, bevor ich das Zimmer verließ. Ich begleitete Mutter noch bis zum Kasernentor. Sie sagte, ich möchte doch nach Dienstschluss bei ihrer Pension vorbeikommen. Sie wohne bei einer netten Familie namens Thays. (Ich kann mich heute, nach über 50 Jahren, nicht mehr so genau an die Schreibweise erinnern.) Nach Dienstschluss fasste ich mir ein Herz und ging zur besagten Pension. Ich klopfte zaghaft an. Dann wurde mir aufgemacht. Ich stellte mich vor und ein Herr Thays hieß mich willkommen. Bei dieser Gelegenheit lernte ich auch Frau Thays und deren etwa 16-jährige Tochter namens Ingrid kennen. Sie war nicht nur hübsch, sondern auch recht klug, wie sich später herausstellte. Mutter und ich wurden ins Wohnzimmer gebeten und Frau Thays bereitete uns einen nordfriesischen Tee. So verbrachten wir einen gemütlichen

Abend. Im Verlaufe des Gesprächs stellte sich heraus, dass Herr Thays bei der Standortverwaltung in Westerland tätig war und deren Sohn bei der Wehrbereichsverwaltung in Kiel die Beamtenlaufbahn eingeschlagen habe. Die Tochter besuchte in Westerland das Gymnasium. Ferner stellte sich heraus, dass die gesamte Familie leidenschaftlich Skat spielt. Gegen 21:00 Uhr verabschiedete ich mich, nicht ohne mich für den Tee und den netten Abend zu bedanken. Frau Thays bat mich, am nächsten Abend wieder vorbeizukommen. Ich sagte zu, mit der Einschränkung, sofern mich keine dienstlichen Belange abhielten. Ich kam am darauffolgenden Tag vorbei und es wurde wieder ein gemütlicher und etwas trauriger Abend zugleich. Mutter versuchte immer wieder, mich umzustimmen und sie nach Hause zu begleiten. Aber ich blieb standhaft und bestand darauf, meinen eigenen Weg zu gehen. - Die drei Tage Bedenkzeit waren um. Ich meldete mich beim Kommandeur und Fliegerhorstkommandanten, um ihm mitzuteilen, dass ich mich für einen Verbleib in der Bundeswehr entschieden habe. Er begrüßte meinen Entschluss und wünschte mir für mein weiteres Soldatenleben Glück und viel Erfolg. Am Morgen des vierten Tages gestattete mir mein Kompaniechef, Mutter zur Bahn zu begleiten. Als ich Mutter von der Pension abholte, bat mich Frau Thays, unbedingt wieder vorbeizukommen. Man könne doch am Wochenende einen netten Skatabend veranstalten. Dazu war ich natürlich nicht abgeneigt und sagte zu. Ich brachte Mutter zur Bahn. Es wurde ein einseitiger tränenreicher Abschied. Mutter und den Rest der Familie sollte ich erst zu Weihnachten wiedersehen, während des Weihnachtsurlaubs. Die Familie Thays habe ich noch des Öfteren besucht. Wir verbrachten manchen Skatabend miteinander. Dabei stellte sich heraus, dass das Töchterchen eine ganz ausgebuffte Skatspielerin war und so manches Spiel gewann.

Folgen einer Abschlussfeier

Noch während der Ausbildung wurden alle Rekruten einem Intelligenztest unterzogen, der sich hauptsächlich auf Fragen der Allgemeinbildung erstreckte. Dieser Test erhielt den Beinamen „Idiotentest“. Die Bewertung erfolgte nach einer Notenskala von eins bis neun, wobei **neun** die Bestnote war. Für angehende Flugzeugführer, dazu zählte ich auch, war eine Mindestnote von 5,5 vorgeschrieben. Ich hatte es damals auf 6,9 gebracht. Demnach standen meine Chancen, Pilot zu werden, recht gut. Viele der Kameraden, die bereits in höheren Sphären schwebten, mussten nun der Wirklichkeit ins Auge sehen. Bei einer Benotung von unter 5,5 kam die Laufbahn eines Flugzeugführers nicht infrage. Es wurde den Kameraden nahegelegt, sich für eine andere Laufbahn innerhalb der Luftwaffe zu entscheiden.

Mitte Januar 1957 war die Grundausbildung beendet. Die Abnahme mit Bescheinigung des vorgeschriebenen Ausbildungsstandards erfolgte durch den Kommandeur des Luftwaffenausbildungsregimentes 4. Kein Rekrut war bei den Prüfungen durchgefallen. Ein sichtliches Aufatmen ging durch die Reihen. Ich kann mich noch gut erinnern: Am Abend nach der bestandenen Prüfung hatten die Gaststätten und Tanzlokale in List vermehrten Zulauf. Das Ende der Grundausbildung musste natürlich gebührend gefeiert werden! Mit meinen Stubenkameraden besuchte ich den „Möwenflug“. Wir wollten der Welt unsere Trinkfestigkeit beweisen. Ich hatte bereits sieben Gläschen Steinhäger die Kehle hinuntergekippt. Dann machte ich mit Aquavit weiter. Beim achten Glas hörte ich auf zu zählen. Die Kameraden drängten schon zum Aufbruch. Als ich aus dem Lokal herauskam, erhielt ich einen vermeintlichen Schlag vor den Kopf. Ich übersah die drei Stufen, die zur Straße hinunterführten, und fiel der Länge nach hin. Mein ganzer Körper war wie betäubt. Ich verspürte keinen Schmerz. Zwei Kameraden griffen mir unter die Arme und schleppten mich

durch die Hauptwache bis auf meine Stube. An Abendtoilette wie Waschen und Zähneputzen war nicht zu denken. Ich weiß auch nicht mehr, wie ich in meinen Schlafanzug kam. Zum Schluss packten mich die Kameraden an Armen und Füßen und warfen mich in das obere der doppelstöckigen Betten. Am nächsten Morgen verspürte ich einen heftigen Schmerz in meinem linken Daumengelenk. Der Daumen war blau und stark angeschwollen. Vermutlich hatte ich mir am Abend zuvor beim Hinfallen das Gelenk verletzt. Auf Rat der Kameraden kühlte ich das Gelenk unter fließendem kaltem Wasser und wickelte einen festen Verband darum. Es dauerte nicht nur Tage, sondern Wochen, bis ich den Daumen wieder bewegen und belasten konnte. Seit diesem Erlebnis war ich vom Schnaps kuriert.

Abschied von der Insel Sylt

Nach der Grundausbildung erfolgte in den Kompanien eine Aufteilung des Personals entsprechend der zukünftigen Laufbahnen, wie zum Beispiel Flugzeugmetaller, Flugzeugmechaniker, Flugzeugelektriker, Flugzeugelektroniker, Navigator, Flugsicherungspersonal, Flugzeugführer, Ausbilder, Rechnungsführer, Logistiker etc. So wurden die Kameraden Zug um Zug zu ihren neuen Standorten versetzt. Mitte Februar 1957 schlug für uns angehende Flugzeugführer sowie für die Flugsicherungsleute die Stunde des Abschieds von der Insel Sylt. In Marschordnung marschierten die einzelnen Kompanien zum Bahnhof, um nach geraumer Zeit einem der bereitstehenden Personenzugwagen zugeteilt zu werden. Laute Kommandos waren zu hören. Auf dem Bahnsteig herrschte ein fürchterliches Gedränge. Wir Soldaten trugen außer dem üblichen Marschgepäck noch einen prall gefüllten Seesack mit uns herum. An diesem Tage waren

gleich zwei Schmalspurlokomotiven im Einsatz. Wenn ich mich recht erinnere, waren es die „Zornige Ameise“ und der „Feurige Elias“, die uns zunächst bis nach Westerland brachten. Von Westerland aus ging es weiter per Bahn zu unserem neuen Bestimmungsort nach Uetersen in Schleswig-Holstein.

Zwei Tage vor der Versetzung nach Uetersen hatte ich mich von der netten Familie Thays verabschiedet und versprochen, mich vom neuen Standort aus zu melden. Das tat ich auch. Bis zu meiner späteren Versetzung nach Memmingen im Allgäu im Juni 1957 stand ich mit der Familie Thays in Briefkontakt. Danach riss der Kontakt ab. Mutter, die ebenfalls noch eine Weile mit der Familie Thays in Kontakt gestanden hatte, berichtete mir, dass bei meiner Abreise von List die gute Frau Thays mit ihrer Tochter am kleinen Lister Bahnhof gestanden habe, um mir zum Abschied ein Blumensträußchen mit auf die Reise zu geben. Sie hatten mich leider in dem Gedränge nicht ausfindig machen können. Das tat mir im Nachhinein leid. Da ich mit solch einer rührenden Geste nicht gerechnet hatte, habe ich auch nicht großartig nach Frau Thays und Fräulein Tochter Ausschau gehalten. Jedenfalls bleibt mir Familie Thays noch bis heute in guter Erinnerung.

Uetersen II

Die große Enttäuschung: Wachdienst

Was erwartete uns Flugzeugführeranwärter – so nannten wir uns nach der Grundausbildung – an unserem neuen Standort Uetersen? In Ermangelung von Fluggerät und Fluglehrern wurden wir zum Wachdienst eingeteilt. Das war nicht gerade die Tätigkeit, die wir erträumt hatten. Bei der 7. Staffel des Luftwaffenausbildungsregimentes 1 fanden wir eine neue Heimat. Staffelchef war ein Hauptmann. Unsere

Aufgabe bestand darin, den gesamten Fliegerhorst einschließlich des Flugfeldes zu bewachen. Mittags um 13:30 Uhr trat der Wachzug vor der Hauptwache zur „Vergatterung“ (Belehrung) an. Die für den Flugplatz zuständige Abteilung setzte sich danach in Richtung Rollfeld in Bewegung. Dort erfolgte die Wachablösung. Die für die Haupt- und Nebenwachen zuständigen Soldaten begaben sich selbstständig auf ihre vorgeschriebenen Posten. Auf dem Flugplatz diente eine alte Baracke dem Wachleiter und den Wachsoldaten als Unterkunft. Der Wachdienst vollzog sich wie folgt: Zwei Stunden Streifendienst (Doppelstreife), anschließend vier Stunden Ruhezeit. Dieser Rhythmus erstreckte sich über 24 Stunden. Verpflegung wurde im geländegängigen UNIMOG herangekarrt. Man schlief während der Ruhezeit in doppelstöckigen Feldbetten, und zwar in den von den derzeitigen Streifengängern frei gewordenen Betten. Während des Streifenganges war Rauchen strengstens verboten. Besondere Vorkommnisse mussten dem Wachleiter gemeldet werden. An einige Vorkommnisse kann ich mich noch gut erinnern: Sie alle vollzogen sich während der Nachtstreife. In einem Fall wurde ein von der Herde abgekommenes und auf dem Flugplatz weidendes Schaf angeschossen, weil das in der Dunkelheit nicht als Schaf zu erkennen gewesen war und auf dreimaligen Anruf nicht reagiert hatte. Ein anderes Mal hatte ein Posten auf einen sich im Winde bewegenden Kohlkopf in einem benachbarten Feld das Feuer eröffnet, weil er dort einen anrobbenden Störer zu erkennen glaubte. Im Nachhinein stellte sich heraus, dass dieser Soldat bereits seit über vier Monaten Wache schob und einem Wachkoller erlegen war. Dies war kein Einzelfall. Mit einem strengen Verweis endete ein anderes Mal ein Wachvergehen, wo der Wachleiter bei einem Kontrollgang des Nachts beide Streifenposten beim Rauchen erwischt hatte. Um 14:00 Uhr des darauffolgenden Tages endete jeweils der Wachdienst. Für den Rest des Nachmittags war dienstfrei. Am Morgen

des nächsten Tages begann der ganz normale Kompaniedienst mit Formalausbildung, Sport, Schießen und Unterricht. Ab 13:30 Uhr war wieder Wachdienst angesagt. Der anstrengende Dienst und der unregelmäßige Schlaf brachten mit der Zeit den biologischen Rhythmus ziemlich durcheinander. Kameraden, die bis zu diesem Zeitpunkt Jet-1-tauglich waren, wurden bei der Nachuntersuchung nur noch bedingt tauglich befunden. Es war höchste Zeit, dass wir angehenden Flugzeugführer unserer eigentlichen Verwendung zugeführt wurden. Unser Staffelchef, ein ehemaliger Bomberpilot, dem wir unsere Probleme zur Kenntnis gegeben hatten, konnte sich anscheinend nicht bei den vorgesetzten Dienststellen, wie zum Beispiel dem Kommando der Schulen, durchsetzen. Was man ihm allerdings als mangelnde Fürsorge angekreidet hatte, war die Tatsache, dass er Kameraden, die zur Beförderung heranstanden, nicht der Fliegerhorstgruppe gemeldet hatte. Sein Nachfolger, ein Oberleutnant, war aus einem anderen Holz geschnitzt. Bei ihm trat der Fürsorgeaspekt in den Vordergrund. Als erste Maßnahme hatte er die fälligen Beförderungen bei der Fliegerhorstgruppe durchgepaukt. Andererseits muss man seinem Vorgänger auch Gerechtigkeit widerfahren lassen. Während seiner Zeit als Staffelchef arrangierte er immerhin zwei Wehrbetreuungsfahrten. Eine Fahrt ging zum Marine-Ehrenmal in Laboe und eine weitere Fahrt führte nach Hamburg zu einem Operettenbesuch. Das Theater (Hamburger Operettenhaus) befand sich in der Nähe der Reeperbahn. Es spielte „Die Zirkusprinzessin“ von Emmerich Kalman. Es war die erste Operette in meinem jungen Leben. Von der Aufführung war ich ganz angetan.

Ein „fieser Möpp“

Dann gab es in der Kompanie einen unangenehmen Zugführer: Oberfeldwebel R. Der Rheinländer würde ihn

einen **fiesen Möpp** nennen. Bei Stubendurchgängen ließ er seinen Blähungen freien Lauf. Dann befahl er dem Stubenältesten das Fenster zu öffnen, weil man es in dieser Stube vor lauter Mief nicht aushalten könne. An meine Stubenkameraden in der 7. Staffel kann ich mich nicht mehr erinnern. Die Stubenbelegschaft wechselte sehr häufig. Es war ein ständiges Kommen und Gehen. Alle paar Wochen kamen Neuzugänge und andere Kameraden wurden wiederum an neue Standorte versetzt. Es ging manchmal zu wie in einem Taubenschlag.

Hamburgs magische Anziehungskraft

An Wochenenden, wo ich wachfreie Zeit hatte, fuhr ich mit einigen Kameraden schon mal nach Hamburg. Dort schauten wir uns die Sehenswürdigkeiten an, wie zum Beispiel den Hafen, die Innenstadt mit dem Rathaus und der Binnenalster oder den „Michel“, eine Kirche mit einem besonders hohen Kirchturm. Dann waren da noch der Tierpark Hagenbeck und der Botanische Garten „Planten und Blomen“. Eine ganz besondere Attraktion war für uns Soldaten natürlich die Reeperbahn mit den vielen Schaubuden, Kneipen und Cafés. Nicht zu vergessen die „Davidswache“, die Polizeihauptwache an der Reeperbahn. In deren Nähe befindet sich auch eine Straße der Sünde, bekannt als Herbertstraße mit einer großen Auswahl „leichter Mädchen“. Uns Soldaten war es seitens des Staffelchefs strengstens verboten, dort in Uniform aufzukreuzen. Es wurde uns auch empfohlen, die Reeperbahn nur in Gruppen zu betreten. Sehr leicht könne man sich in gewissen Etablissements Krankheiten einhandeln. Da die Orte Uetersen und Pinneberg nicht viel an Abwechslung zu bieten hatten, zog es uns junge Soldaten immer wieder nach Hamburg. Häufig sind wir in kleineren oder größeren Gruppen über die Reeperbahn

geschlendert und haben das eine oder andere Lokal in Augenschein genommen. Wir sagten dazu: „Lokalkenntnisse sammeln“ oder „(Bier)Stubendurchgänge machen“. In Erinnerung geblieben sind mir u. a. das „Café Keese“ mit dem **„Ball Paradox“** sowie Café Lausen, welches mit Tischtelefonen ausgestattet war. Auf diese Weise war es möglich, per Telefon mit Nachbarinnen Kontakte zu knüpfen.

Vorfall in der „TINKA BAR“

Einmal war ich mit drei Kameraden wieder auf einem sogenannten Stubendurchgang. Dabei landeten wir zu später Stunde in einer dunklen Spelunke, die sich **„Tinka Bar“** nannte. Die Damen, die dort verkehrten, hatten ganz offensichtlich einen zweifelhaften Ruf. Wir hatten an der Bar Platz genommen. Die Getränke waren sündhaft teuer. Man hatte von vornherein das Gefühl, in einem Nepplokal gelandet zu sein. Uns war klar, dass wir nicht lange bleiben würden. Plötzlich schrie einer der Kameraden laut auf: „Verschwinde, du Schlampe! Bleib mir von der Wäsche!“ In diesem Augenblick suchte eine Dame mit einem Zigarettenbauchladen das Weite. Wir fragten den Kameraden, was passiert sei. Er deutete auf die sich entfernende Dame und sagte, dass sich diese „Dame“ mit ihrem Bauchladen seinem Barhocker genähert habe, dabei den Bauchladen über seine Knie geschoben und mit einer Hand seinen Oberschenkel berührt habe und gerade dabei war, seinen Hosenstall zu öffnen. Das war für uns das erste und das letzte Mal, dass wir solch ein zwielichtiges Lokal besucht haben.

Nachtalarne